



Zwischen zwei Kulturen

Straßenszene in Hauz Khas, New Delhi

Foto: Rainer Hörig

*Das Leben und Er-leben vieler junger Deutscher mit indischen Wurzeln spielt sich meist zwischen, bzw. in zwei Kulturen ab. Die junge Journalistin **Daniela Singhal**, Tochter eines Punjabi und einer Deutschen, schildert sehr anschaulich und sensibel, welche Erfahrungen man/frau damit macht. Manchmal fühlt sie sich hin- und hergerissen und es fällt ihr schwer, ihre Identität zu benennen. Das muss nicht unbedingt von Nachteil sein, meint die Autorin.*

Sag mal, du kommst doch auch irgendwie aus dem Süden, oder?“ Eine Frage, die ich aufgrund meiner Haarfarbe und Gesichtskonturen und anderer Indizien oft gestellt bekomme. Es geht dann meist so weiter: „Ja, komme ich.“

– „Bist du Spanierin?“

– „Nein.“

– „Ach, okay, bestimmt Italienerin.“

– „Auch nicht.“

– „Türkei?“

– „Fehlanzeige.“

– „Okay, ich habe es: Du kommst aus Peru!“

– „Das stimmt auch nicht.“

– „Dann sag doch mal.“

– „Mein Vater ist Inder.“

– „Ach, echt? Das hätte ich nicht gedacht. Wie eine Inderin siehst du wirklich nicht aus.“

Bin ich aber! Zumindest ein bisschen.

„Mein Name ist Kamala, Kamala merah nam. Sabko merah salam, Sabko merah salam.“ Eines der wenigen Hindilieder meiner Kindheit. Kamala merah nam – ich heiße Kamala. Genau genommen: Daniela Kamala Singhal. Ich bin das Kind einer deutsch-indischen Fusion: Mein Vater ist Anil Kumar, meine Mutter ist Bernadette. Ich bin also halbe Inderin. Oder

halbe Deutsche? Oder einfach nur Deutsche mit indischen Wurzeln? Bin ich eher Daniela oder eher Kamala oder einfach beides? Und kann ich beides überhaupt sein?

Delbrück in Ostwestfalen. Eine nette, beschauliche, katholische Kleinstadt. Hier ließen sich meine Eltern aus diversen, mir manchmal unverständlichen Gründen nach ihrer Hochzeit nieder; hier eröffnete mein Vater seine Arztpraxis; hier wurde ich am 26. Januar 1983 geboren. Erst viele Jahre später wurde mir bewusst, dass ich an genau dem Tag zur Welt kam, an dem Indien alljährlich mit einem großen militärischen Spektakel seine Verfassung, sein Bestehen als demokratische Republik feiert. Sehr viel später, als ich anfang, mich wirklich für meine indischen Wurzeln zu interessieren.

Die indische Kultur meines Vaters war seit meiner frühen Kindheit immer irgendwie Bestandteil in meinem Leben, aber irgendwie auch nicht. In unserem Wohnzimmer hing ein großer Wandteppich mit einer Szene aus der Bhagvad Gita und diverse andere aus Indien stammende Bilder. Es gab oft indisches

Essen, meine Mutter trug gerne bunte Salwar Kameez und Saris und ich manchmal auch. Bei uns wurde mehr mit Curry als mit Pfeffer gewürzt, und Lassi war uns manchmal lieber als Kakao. Am liebsten hätten wir immer mit den Händen gegessen, was aber unserer deutschen Ziehoma, die uns unter der Woche betreute, gar nicht gefiel, weil es nicht den deutschen Sitten entsprach. So einigte man sich auf folgende Lösung: Unter der Woche wird mit Messer und Gabel gespeist und am Wochenende mit den Händen. Wir guckten am Sonntag mit meinem Vater Bollywoodfilme statt ‚Sendung mit der Maus‘ und verlangten nicht nur nach Rolf Zuckowski, sondern auch nach Ravi Shankar. Meine Mutter reiste mit uns in den Tessin zu einem Kurs der renommiertesten indischen Lehrerin für klassischen indischen Tempeltanz in Europa. Mein liebstes Kinderbuch hieß ‚Gita und ihr Dorf in Indien‘. In dem Buch gab es sogar eine Kamala, und es wurde kindgerecht erklärt, wie die Frauen in Indien ihre Saris binden, wie Chappatis gemacht werden und was die Vorteile einer Lehmhütte sind. Wir hatten auch Hefte zum Hindilernen. Leider wurde daraus nie richtig etwas. Mein Vater sprach nicht Hindi mit uns. Sein Bruder handhabte es mit seinen Kindern in den USA ganz anders: Sie wuchsen im Sinne der hinduistischen Traditionen auf, lernten Hindi und flogen regelmäßig nach Indien. Ihr Kontakt zum Subkontinent war schon allein dadurch, dass die Mutter meine Vaters viele Jahre bei ihnen lebte, direkter.

Ich lebte, solange ich denken kann, immer schon irgendwie in zwei Welten. Der indischen, bunten, etwas anderen Welt zuhause und der katholischen, kleinbürgerlichen Welt im Kindergarten und später in der Schule. Ich wurde katholisch getauft, ging in einen katholischen Kindergarten, eine katholische Grundschule und später auf ein katholisches Gymnasium. Ich machte mit bei der Kommunion und bei der Firmung auch. Der christliche Glauben und seine Riten waren in meinem Leben lange Jahre sehr viel präsenter als der Hinduismus. Trotzdem habe ich mich immer schon anders gefühlt. Dieses anders lässt sich mit dem rationalen Verstand nur schwer greifen und schwer in rational verständliche Worte fassen. Es war einfach ein Gefühl, das seit meiner frühen Kindheit existierte. Meine Mutter meldete mich in der Schule mit meinem indischen Zweitnamen Kamala an. Sie meinte es gut, und heute weiß ich diese Namensgebung enorm zu schätzen und bin dankbar dafür. Doch damals, damals war mir dieser Name und irgendwann auch meine indische Herkunft vor allem eins: Peinlich!

Kamala das Kamel und der Barbieschrein

„Kamala du Kamel“ hörte ich oft. Oder: „Ach, da ist ja die Kamala aus Kambodscha!“ In der Schulzeit war ich alles andere als stolz auf meine indische Herkunft. Ich versuchte, sie zu verbergen, mich anzupassen. Ich wollte einfach nur normal sein, eine normale Familie haben ohne eine Mutter im Sari und einen Vater im Lunghi. Ich dachte sogar irgendwann darüber nach, meinen Namen ändern zu lassen. Kamala weg. Singhal auch weg. Und dafür Müller, Meier, Schmidt. Heute würde ich keinen meiner Namen gegen irgendeinen anderen eintauschen!

Es gibt ein Foto aus meiner Kindheit, das meinen Bruder Marcel Kamlesh und mich zeigt: Wir sitzen auf dem Schoß eines Swamis aus Indien. Ich trage einen rosa Schlafanzug mit einem Bild von Heidi und dem Ziegenpeter; mein Bruder hat ein türkiseses



Schlafgewand mit zwei Koalabären an. Der Swami hat einen langen, dichten grauen Bart, trägt ein gelbes Gewand und sieht sehr weise aus. Immer wieder besuchten uns Gäste aus Indien, auch die Mutter meines Vaters kam einige Male für ein paar Wochen nach Delbrück. Dadimas Besuch war unglaublich aufregend für uns Kinder. Sie kam und alles war auf einmal ganz anders: In ihrem Zimmer errichtete Dadima einen kleinen Schrein in einem alten Schuhschrank mit einer Statue von Ganesha und glänzenden Bildern von Lord Shiva, Lakshmi und Co. Jeden Morgen rezitierte sie vor diesem Schrein Gebete, sang Mantren und huldigte so ihren Göttern. Sie fütterte sie mit Bananen und Apfelstückchen, einmal sogar in deutscher Manier mit einem Käsebrot. Am Anfang war das für mich sehr befremdlich, dann wurde es zu einem Spiel, und auch ich errichtete in meinem Zimmer ebenso einen kleinen Schrein. Ganesha saß darin, aber auch ein Gummitroll mit neongrünen Haaren und eine Barbie. Nach dem Vorbild meiner Oma sang auch ich meinen Angebeteten Lieder und opferte ihnen Gummibärchen und Toffifee.

Wir gingen mit meiner Oma in den Zoo und auf das Delbrücker Volksfest Katharinen Markt. Dort war meine Oma in ihrem leuchtend blauen Sari und dem roten Punkt auf der Stirn fast so eine Attraktion wie Schießbude und Autoscooter. Wir legten uns auf Teppiche in den Garten, und ein mit meiner Mutter befreundeter Harmoniumspieler musizierte für uns. An meinem Klettergerüst hing ein buntes Tuch mit dem Antlitz von Lord Krishna. Zuhause gab es in der Zeit, als meine Oma uns besuchte, mehr indisches Essen denn je. Stundenlang standen meine Mutter und Dadi in der Küche und zauberten die leckers-

ten indischen Köstlichkeiten. Am liebsten mochte ich Gaja Halva, Aloo ka Raita und Rasmalai, diese herrlichen Käsebällchen in einer Zucker-Kardamon-Milchsoße. Schon bei meiner ersten Reise nach Indien entdeckte ich die indischen Süßigkeiten für mich.

First time India

Zum ersten Mal in Indien war ich mit gerade mal zwei Jahren zusammen mit meiner Mutter und meinem Vater. Ich erinnere mich kaum daran, aber es gibt süße Fotos, wo ich mit einem dicken Windelpopo auf einer Bastliege vor einem Lehmhaus sitze, umringt von jungen indischen Männern, und glücklich lache. Meine Mutter erzählte mir später, dass ich auf dieser Reise sehr krank geworden bin und mich nach deutscher Orangenlimonade mit Kohlensäure sehnte. Nach dieser ersten Reise dauerte es 18 Jahre, bis ich das nächste Mal nach Indien zurückkehrte.

In der Pubertät wollte ich gar nichts mit Indien zu tun haben. Es interessierte mich einfach nicht. Statt auf den Subkontinent reiste ich in die USA und lebte dort ein Jahr. Indien war einfach kein Thema. Und wenn, dann ein unangenehmes. Vor allem meine Mutter bemühte sich immer wieder darum, dass wir in Kontakt zu der Kultur unseres Vaters kommen. Ihm selber war das eigentlich, aus welchen Gründen auch immer, gar nicht so recht. Nun gibt es einiges aufzuholen.

Vor einer Weile besuchte ich in Berlin einen Yoga-Workshop einer renommierten Lehrerin aus New York, eine Amerikanerin, die in einem Ashram in Indien aufwuchs, Sanskrit studierte und in diesem Bereich zu einer Koryphäe wurde. In dem Workshop erklärte sie die Bedeutung verschiedener Mantren und sang diese mit uns: ‚Jayantra mangala Kali, batra kali kapalini.‘ Sie erzählte Geschichten über indische Gottheiten und indische Gepflogenheiten. Irgendwann musste ich weinen, denn wieder einmal wurde mir bewusst, wie wenig ich doch über diese Kultur weiß, die eigentlich ein Bestandteil meiner selbst ist. Vielleicht hätte ich doch Indologie studieren oder noch einmal länger in Indien

leben sollen? Diese Gedanken kommen oft. Manchmal kann ich sie verwerfen, meist aber nicht. Zu stark sind die unsichtbaren Kräfte, die mich immer wieder zurück nach Indien ziehen. Auch wenn ich bis jetzt insgesamt erst fünfmal dort gewesen bin. In meinem Alter gibt es sicherlich Indienfans, die den Subkontinent schon etliche Male mehr bereist haben und ihn wesentlich besser kennen als ich. (...)

Kundapur, oh Kundapur

Zum ersten Mal mit vollem Bewusstsein in Indien war ich also erst mit 21 Jahren. Ich lebte in einer Gastfamilie in Kundapur, einem kleinen Ort an der Küste, zehn Stunden von der karnatakesischen Hauptstadt Bangalore entfernt. Aufgenommen hatten mich und zwei andere deutsche Freiwillige die christlichen Inder Vincent und Victoria in ihrem kleinen Haus in der Chicken Sal Road. Zwei emsige Menschen, die einen Hühnchengrill im Ort betrieben. Ein unglaublich idyllischer Ort mit kleinen Häusern unter Palmen und vielen Flüssen. Nur fünf Minuten von unserem Haus entfernt war ein großer See, auf dem den ganzen Tag kleine Holzfischerboote schwammen. In Kundapur entflammte meine Liebe für Indien. Eine Liebe, die seitdem stetig gewachsen ist und weiter wächst. Auch wenn mich dieser erste Indienaufenthalt vor diverse Herausforderungen stellte, wie vielleicht jeden, der zum ersten Mal nach Indien reist. Ich fand es manchmal viel zu heiß und viel zu voll auf den Straßen. Ich sehnte mich bisweilen nach gutem deutschem Brot und echter deutscher Schokolade. Und Nutella. Ich wollte mir nicht sagen lassen, wie ich meinen Schal um den Hals zu tragen oder wie viele Bangels ich anzuziehen habe. Inder können manchmal so unglaublich distanzlos sein! Mitzubekommen, dass es Kasten und somit Menschen zweiter und dritter Klasse gibt, die auch als solche behandelt werden, machte mich unglaublich wütend. Und die Armut an jeder Straßenecke traurig. Aber all dies rückte irgendwann in den Hintergrund, denn meine Seele war ergriffen, schien

endlich an dem Ort angekommen zu sein, nach dem sie sich schon lange sehnte. Ich wurde immer indischer und genoss es: Ich begann, mit den Händen zu essen, ließ mir Salvar Kameez schneiden und meine Jeans links liegen; ich kaufte mir unzählige bunte Armreifen und Bhandis, trank lieber Chai als Coca Cola, besuchte Tempel, zelebrierte Poojah und saß oft stundenlang bei einem Chaiwallah auf der Straße und beobachtete das Geschehen um mich herum. Ich begann, im heiligen Buch der Hindus, der Bhagwad Gita, zu lesen und nahm Yogaunterricht bei einem indischen Yogalehrer. Interessant war vor allem der Vergleich mit den anderen Freiwilligen aus Deutschland. Irgendwie hatte ich als halbe Inderin den Anspruch, mich schneller zu assimilieren als sie, indischer zu werden als sie, was rational betrachtet natürlich Quatsch, aber emotional einfach da war.

Ich blieb insgesamt sechs Monate in Indien.

Die letzten Wochen verbrachte bei meiner Oma in Nordindien, in Faridabad. Dort merkte ich zum ersten Mal, was es bedeutet, eine junge indische Frau zu sein, welchen Restriktionen man im patriarchalischen Familiensystem Indiens unterliegt. So sehr wir die gemeinsame Zeit auch genossen, Dadi und ich gerieten immer wieder aneinander, weil ich mir mehr Freiheiten nehmen wollte, als sie mir zugestand: Ich machte zu der Zeit ein Praktikum im ARD-Studio in Neu-Delhi, eine Zugstunde von Faridabad entfernt. Ich hatte überlegt, mir eine Wohnung vor Ort zu nehmen, entschied mich aber doch für das Pendeln mit dem Zug. Meine Oma protestierte: Das gehe auf gar keinen Fall. Sie werde mir einen Fahrer besorgen. Mit dem Zug zu fahren, das sei viel zu gefährlich für eine junge Frau wie mich. Ich erhob Einspruch. Was ich nach meiner Erfahrung von Armut und Dorfleben in Südindien vor allem nicht wollte, war ein Fahrer oder jegliche andere Art von Sonderbehandlung. Ich setzte mich durch, beziehungsweise meine Oma gab irgendwann nach, und ich durfte mit dem Zug nach Neu-Delhi fahren. Für meine

Oma müssen es furchtvolle Tage gewesen sein. Mehrfach am Tag rief sie mich an: „Kamala, are you okay? Do you have enough to eat? Are you warm enough?“ Ich war drei Jahre zuvor von Zuhause ausgezogen – so wie man das bei uns in Deutschland halt macht, man wird selbstständig, steht auf eigenen Füßen –, und das Wiedergewöhnen an eine derartige Betüddelung fiel mir schwer. Aber ich gewöhnte mich daran, und zurück in Deutschland vermisste ich sie.

Zurück in Deutschland nach dieser ersten längeren Zeit in Indien vermisste ich einiges. Ich reiste aus in einem roten glitzernden Punjab, mit Armreifen und Bhandi – ganz normal in Indien. Aber in Deutschland eben nicht. Ich glaube, viele Mitreisende im ICE glaubten, dass ich mich in der Jahreszeit vertan und gedacht habe, dass schon Karneval sei. Die ersten Wochen zurück in Deutschland waren schwierig. Für mich und auch für meine Familie. Ich zog mich zurück, weinte viel, wollte selten aus dem Haus, raus ins deutsche Leben gehen. Ich vermisste die bunten Farben, die Gerüche, das Läuten der Glocken am Tempel. Ich vermisste es, mit den Händen zu essen und barfuß zu laufen, und ich vermisste es, Öl in die Haare massiert zu bekommen. Ich vermisste sogar das Hupen der Autos und den Adrenalinschub beim Überqueren einer Straße in Neu-Delhi. Ich vermisste Affen im Park und die Gewürzstände auf den Märkten. Ich wollte wieder das selbstgebackene Chappati meiner Oma essen und Chai statt Latte Macchiato trinken. Ich wollte zurück nach Indien. Sofort! Ich hatte das Gefühl, nicht mehr in Deutschland leben zu können. Dieses Gefühl wurde irgendwann schwächer, und ich gewöhnte mich wieder an mein Leben in Deutschland. Aber wie gesagt: Von Zeit zu Zeit kommt es zurück! ■

Dieser Text erschien zum ersten Mal in dem Buch „InderKinder – Über das Aufwachsen und Leben in Deutschland“, erschienen 2012 im Heidelberger Draupadi-Verlag. Die Redaktion hat den Artikel leicht gekürzt.